



Metamorphosen 2.0

herausgegeben von

M. Elisabeth Schwab und Adrian Weiß

Metamorphosen 2.0

von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Proseminars „Ovids Metamorphosen“,

Latinistik der Universität Bonn

mit einem Vorwort von Dr. M. Elisabeth Schwab und Adrian Weiß

mit einem Proömium von *Gregor Neuß*

Sommersemester 2020

Leitung: Dr. M. Elisabeth Schwab

Cover: Adrian Weiß

Layout: © by *Themzy*, abgewandelt von Adrian Weiß.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort (<i>M. Elisabeth Schwab & Adrian Weiß</i>)	1
Proömium (<i>Gregor Neuß</i>)	6
Am Morgen (<i>Yannick Berger</i>)	7
Ephemeroptera (Eintagsfliegen) (<i>Sebastian Blanck</i>)	8
Iuno und Barbus (<i>Gregor Neuß</i>)	10
Dem Charme erlegen (<i>Gianina Crispatzu</i>)	15
Das höchste Gebirge (<i>Leon Engel</i>)	17
Chrysalis (<i>Lukas Friedrichs</i>)	21
Dianas Rache (<i>Alina Grahl</i>)	24
Florentia (<i>Leonie Hötzel</i>).	26
Muskelkater (<i>Gerit Kruschwitz</i>)	28
Isabell: vorher und nachher (<i>Lea Kunze</i>)	30
Und? Bereit für die Metamorphose? (<i>Chiara Schmalz</i>)	33

Die Verwandlung des Josef K.	
<i>(Tobias Müller)</i>38
Die Welt ist ein Dorf <i>(Judith Ophey)</i> .	40
Karsten <i>(Andreas Kiehn)</i>42
Faunus und Lenia <i>(Yannick Rau)</i>45
Lukas wird erwachsen	
<i>(Anonyma)</i>47
Hippocampus <i>(Johannes Scholtes)</i> . .	.51
Mit fortschreitender Zeit <i>(Chiara Serra)</i>	.52
Immer hungrig <i>(Timothy Adam Sowka)</i>	.54
Felinea und Apollo	
<i>(Anonyma)</i>59
Lenzens Maibaum <i>(Gesa Ueberhorst)</i> .	.61
Lillys Trauer <i>(Gianna Viccari)</i>	64
Winterschlaf <i>(Yuliia Hamann)</i>67
Epilog <i>(Alina Grahl)</i>	69

Vorwort

M. Elisabeth Schwab & Adrian Weiß

Was bedeutet “Metamorphose”? Die Frage ist derzeit in ihrer Banalität provokant, haben wir es doch alle gerade in bisher ungekanntem Ausmaß selbst erlebt. Wir alle haben nicht nur abstraktes Metamorphosen-Wissen, sondern konkrete Metamorphosen-Erfahrung. Die globale Ausbreitung des neuartigen Corona-Virus seit Anfang des Jahres 2020 hat die Welt verändert. Großes und Kleines war nicht mehr das, was es zuvor war. Alltägliches war nicht mehr gewöhnlich. Plötzliche Verwandlung wurde überall sichtbar und spürbar. Im privaten wie im öffentlichen Bereich, im Freizeitleben wie im Beruf. Sogar das Lesen wurde ein Anderes.

#OvidnotCovid – unter diesem Hashtag machte die britische Broadcasterin Natalie Haynes ihre wöchentlichen Videos über die ovidischen *Heroides* während der Zeit des Lockdowns bekannt. Die im United Kingdom durch ihre BBC Radio 4-Show „Natalie Haynes Stands up for the Classics” und ihren Bestseller „A Thousand

Ships“ bekannte Klassische Philologin eruierte in den Briefen der Heroinnen die gleiche Isolierung und Vereinsamung, unter denen die modernen Menschen schon zu Beginn der Pandemie litten. Ähnliches hält der renommierte Altphilologe Stephen Hinds in seinem Blogbeitrag „Reading OVID in a Time of Social Isolation“ (<http://www.cambridgeblog.org/2020/05/reading-ovid-in-a-time-of-social-isolation/>) über die Exilegien Ovids fest und folgert:

„Like Ovid we are for now exiles, making the best of social distancing, communicating with each other remotely, unable to party with our friends (unless through Zoom), but perhaps finding some comfort in literature.“

Gerade in der Extremsituation der Covid-19-Pandemie wurde Ovid zum Vergleichspunkt, zum Rat- und Trostspender. Doch die wohl wirkungsmächtigste Schrift Ovids, die *Metamorphosen*, die ihn als Dichter des Wandels schlechthin auszeichnete, blieb in dieser Zeit ständiger Veränderungen überraschenderweise im Hintergrund. Sollten ausgerechnet Ovids *Metamorphosen* im Sommer 2020 keine Verwandlung erfahren?

Auch der Lehralltag an der Universität verwandelte sich. Es entstand eine Flut aus E-Mails und Zoom-Orgien im zweidimensionalen Seminarraum. Das persönlich gesprochene Wort wurde rar, das verschriftete Wort übernahm die Hauptrolle. Aus dieser Situation heraus entwickelte sich die Idee zu dem vorliegenden Buch: Wie wäre es, eine Metamorphose nicht

nur zu lesen und literaturwissenschaftlich zu analysieren, sondern selbst zu schreiben? Im Folgenden wird die Antwort der Studierenden des Proseminars zu ‚Ovids *Metamorphosen*‘ (Sommersemester 2020) präsentiert. Sie selbst haben sich hierzu einer Verwandlung unterziehen müssen. Zumindest für kurze Zeit in diesem digitalen Semester wechselten sie von der Rolle der/s distanziert und analytisch Definierenden zu einer/m selbstbewussten Ovidius alter – oder gar: Ovidia altera. Im Sinne eines handlungs- und produktionsorientierten Literaturunterrichts (vgl. G. Haas, Handlungs- und produktionsorientierter Literaturunterricht, Seelze 2015, bes. 39–51) wurde damit nicht allein der Umgang mit antiker Literatur gestärkt, sondern gerade das Verständnis der literarischen Transformation vertieft.

Die Merkmale der augusteischen Metamorphose, die dieses einzigartige literarische Kunstwerk ausmachen, sind von der Ovidforschung vielfach beschrieben worden: das Wunderbare, die Plötzlichkeit, der göttliche Eingriff in die Menschenwelt, der die äußere Gestalt einer irreversiblen Wandlung unterzieht und das Neue schafft (vgl. Chr. Zgoll, ‚Phänomenologie der Metamorphose. Verwandlungen und Verwandtes in der augusteischen Dichtung‘, Tübingen 2004, 154). Doch wie ist es, selbst als schreibende/r Schriftsteller bzw. Schriftstellerin, einen Gott sprechen zu lassen? Wie schnell lassen geformte Worte einen Menschen in einen Wurm verwandeln? Und wie fühlt es sich an, die Frage zu stellen, die Publius Ovidius Naso seinerzeit vergaß: „Und, bereit für die Metamorphose?“ So,

wie es Chiara Schmalz in ihrer Metamorphose wagt (siehe unten die gleichnamige Geschichte für den Gesamtkontext):

„Herr Inach der Ältere wandte sich nun seinem neuen Angestellten zu. ‚Und? Bereit für die Metamorphose?‘ Thomas sah ihn verdutzt an. ‚Entschuldigen Sie... aber bereit für was?‘ Dieses Wort war ihm noch nie zuvor untergekommen. ‚Ob sie bereit sind für die Verwandlung, die Umgestaltung?‘ Was meinte er damit? Welche Verwandlung? Seine eigene Entwicklung? Das Kochen?

Herr Inach musste seinen fragenden Gesichtsausdruck bemerkt haben, denn er begann zu lachen. ‚Keine Sorge. Sie werden schon noch verstehen, was ich damit meine. Metamorphosen sind wie Fehler, man bemerkt sie selbst in der Regel erst, wenn sie schon vollzogen sind.‘

Thomas schluckte. Hoffentlich war das Kündigen seines alten Jobs kein Fehler gewesen. ...“

Gern hätte man immer einen Vorarbeiter zur Seite, der einem auf die Schulter klopft und beruhigend „keine Sorge“ zuspricht. Aber die Verwandlung der Welt ist zumeist nicht harmlos. Thomas wird dies in der gerade anzitierten Metamorphosengeschichte von Frau Schmalz noch erfahren.

Ovid ließ keinerlei Schrecken globaler Veränderung aus; von Fluten, Pest und Flammenmeeren handeln seine *Metamorphoses* – aber auch von

der Rettung aus drohender Gefahr, von Liebe in all ihren Ausformungen und dem Übertritt aus irdischen in göttliche Gefilde. Hauptsache, das Bisherige wird „zu neuen Körpern“ geformt (*in nova... corpora*, *Ov. met.* 1,1–2), wie Ovid es im Proömium ankündigt. Auch die Studierenden des Proseminars haben ihrem Metamorphosenwerk 2.0 Proömien vorangestellt. In einem Wettbewerb wurde das Hexameter-Gedicht von Gregor Neuß ausgewählt, den Einzelbeiträgen voranzustehen, um dem Projekt die Gewogenheit der Musen zu sichern und künftigen Leserinnen und Lesern, Kritikerinnen und Kritikern die eigene Verwandlungsmöglichkeit vor Augen zu stellen. Das zweitplatzierte Proöm von Alina Grahl bildet in leicht veränderter Form den nachdenklichen Abschluss der Metamorphosen 2.0. Sie sind aus dem Lebensgefühl und der Erkenntnis des Sommersemesters 2020 entstanden, wie „zerbrechlich das Leben der Menschen“ ist, da „alles seine Form verändert“.

Proömium

Gregor Neuß

Singen will ich von Wandel und Wechsel der
Formen auf Erden,
Muse, die du mich führst, schenke mir wür-
dige Worte,
die die Verwandlung der Wesen beschreiben,
seit Anfang der Zeiten.
Nennt mir die inneren Gründe, o Götter, für
äußeren Wandel,
kleidet die Vorgänge, die sich ereignet, in
prächtige Worte,
die den Leser verwandeln zum denkend be-
sonnenen Menschen.

Am Morgen

Yannick Berger

Ich wache auf. Dunkelheit.
Was bin ich? Wo bin ich? Was für eine
Welt ist das?

Plötzlich spüre ich meinen Körper. Ich fühle
Wärme, Vertrautheit, Geborgenheit. Verwirrung.
Gedanken schwirren in meinem Kopf umher.
Sie sind nicht fassbar, nicht real, nicht unreal.
Die Nacht hat sich mit dem Tag vermischt,
der Traum mit der Wirklichkeit. Es stießen die
wilden Fantasien des Traumes auf die karge,
biedere Wirklichkeit. Wie ein Nebel hat sich der
Schleier der Traumgedanken gelichtet, sie ließen
sich nicht festhalten. Ich wurde bewusst. Meine
Augen haben sich geöffnet. Meine Umgebung
ist wahrnehmbar. So vertraut und doch so neu.
Durch meinen Kopf schießen nun Gedanken
um Gedanken, der werdende Tag mit all seinen
Möglichkeiten dient als Vehikel meiner Vorstel-
lungskraft. Schließlich bleibt ein Gedanke haften.

Ich bewege mich. Ich bin anders. Ich bin
neu geboren. Ich bin aufgestanden.

Ephemeroptera (Eintagsfliegen)

Sebastian Blanck

Einst gab es die kleine Insel Ephemerios. Die Menschen, die dort lebten, hatten alles in Hülle und Fülle und es fehlte an nichts. Jedoch kannten die Bewohner der Insel nur genau dieses Leben, da es keine Verbindung zum Festland gab. So kam es, dass dieses Leben mit Reichtümern und stetiger Nahrungsversorgung den Menschen von Ephemerios normal, beinahe selbstverständlich vorkam. Mehr und mehr begannen die Bewohner zu fragen, warum denn nie etwas Besonderes in ihrem Leben passiere. Einige sagten, jeder Tag gleiche dem vorigen und dem darauffolgenden. Sie wurden unzufrieden mit dem Luxus, den sie hatten und erkannten nicht, welch ein Glück ihnen zuteilwurde. So beschwerten sich die Menschen täglich lauter und riefen die Götter an, warum gerade sie dieses eintönige und öde Leben führen müssten. Sie forderten geradezu, dass sie wenigstens einen Tag haben wollten, der besonders ist, der sie glücklich mache.

Die Götter waren erschüttert und erbost über diese Geringschätzung der Menschen über ihr Glück und ihren Wohlstand. Da beschloss Iupiter den Menschen von Ephemerios den Wunsch zu erfüllen und sie dadurch für ihre Ignoranz zu strafen. Der Göttervater verwandelte also die Bewohner von Ephemerios in Larven, welche viele Jahre am Grund der Flüsse ein sehr eintöniges Leben fristeten. Jedoch gab es den einen Tag, an dem sich die Larven entwickelten und zu Tausenden aus dem Wasser aufstiegen, um einen Tanz der Freude und des Glückes in der Luft aufzuführen. Dies sollte aber auch der letzte Tag im Leben dieser Wesen sein.

Der Wunsch, den die Menschen geäußert hatten, bestand darin, dass sie einen besonderen Tag haben wollten, und den bekamen sie auch, während ihre Kinder wiederum als Larven jahrelang eintönig am Flussgrund auf ihren besonderen Tag warten müssen.

Iuno und Barbus

Gregor Neuß

Unter den ersten Menschen, die waren, lebte
ein Mann namens Barbus.

Jung und schön war er und bekannt für sein
prachtvolles Haupthaar.

Weidend die Herde des Vaters, durchstreift er
die grünenden Wiesen.

Plötzlich erblicket sein Auge ein Mädchen mit
gottgleichem Antlitz.

Stauend mit leuchtenden Augen steht er
bezaubert und schweiget,

ungesättigt vom Bild ihrer Schönheit, und
suchet nach Worten,

plötzlich mit Blitzschlag und Donner erschei-
net der Vater der Götter,

Iuppiter, grauen Hauptes, und raubet das
bildschöne Mädchen.

Barbus sehend, verbietet er ihm, das Ge-
schaute zu künden,

drohend mit Tantalus' Qualen, entflieht er
vom Ort des Geschehens.

Barbus, betrübt und erschrocken, bleibt
zurück ganz alleine.

Iuno indes, die dem Gatten schon mehrfach
Untreue vorhielt,

suchet den Herrn des Olymp und kann ihn
nicht finden.

„Irdisch Vergnügen begehrt er“, mutmaßt die
zornige Göttin.

Argus, den treuen Wächter, befragt sie nach
Iuppiters Bleibe.

Dieser gibt ihr das Geschehene wieder und
nennt ihr den Ort, wo

jener auf Erden erschien. Sie begibt sich so-
fort zu der Stelle,

sieht jedoch niemand, denn Iuppiter floh,
noch bevor sie erschienen,

fürchtend, die wachsamen Augen der Gattin.
Als sie umherblickt,

sieht sie den traurigen Hirten und stellt ihn
zur Rede.

Dieser jedoch, die gewaltige Drohung des
Ewigen fürchtend,

schweigt und erzürnet die Göttin der Pfauen,
die furchtbar nun wirkt.

„Grausam will ich entstellen dein Äuß' res ,
du törichter Hirte,

wenn du nicht sagest, wohin mein lüsterner
Gatte entschwunden.“

Doch die Furcht vor jenem ist starker, und
Barbus schweigt weiter.
Daher verflucht sie den Barbus, indem sie die
prachtvollen Haare
nimmt und vom Haupte desselben in sein
Antlitz versetzt.
Mit diesem Urteil verflucht sie auch alle an-
deren Männer,
dass ihnen Gleiches geschehe. Und so verliert
jeder Mann seit
jenem Tage mit wachsendem Alter das Haar
auf dem Kopfe,
welches dafür dann im Angesicht sprießt
und heißet wie jener
unglücklich schweigsame Hirte, dem solches
zuerst widerfahren.

Prosa-Fassung:

Unter den ersten Menschen, die entstanden, war ein junger prächtiger Mann namens Barbus. Dieser war bekannt für sein langes und prachtvolles Haar. Er war ein Hirte und weidete eines Tages seine Herde, als er ein schönes Mädchen erblickte, das seine Augen sofort gefangen nahm. Er stand sprachlos da und bewunderte ihre Schönheit, als plötzlich in einem Blitzschlag und unter mächtigem Donner Iuppiter erschien und das Mädchen mit Gewalt

entführte. Als dieser Barbus sah, verbot er ihm unter Androhung der schlimmsten Hadesqualen, von dem Gesehenen zu erzählen. Barbus blieb verschreckt und traurig zurück.

Inzwischen suchte Iuno nach ihrem Gemahl und vermochte ihn nicht zu finden. Da sie ihn schon oft ertappt hatte, wie er anderen Frauen nachstellte, vermutete sie auch jetzt, ihn auf der Erde zu finden. Sie befragt nun den treuen Wächter Argus, ob er Iuppiter gesehen habe. Dieser gibt ihr das Geschehene wieder und nennt ihr den Ort, wo Iuppiter auf der Erde erschien. Sie lässt sich sofort zu diesem Ort nieder, sieht allerdings niemanden, da Iuppiter schnell, sich vor den wachsamen Augen der Gattin fürchtend, geflohen ist. Als sie sich nun aber umschaute, erblickt sie den jungen Barbus und stellt ihn zur Rede. Dieser aber fürchtet die gewaltige Drohung des Göttervaters und schweigt. Die Königin der Götter wird wütend und droht ihm an, ihn äußerlich zu entstellen, wenn er ihr nicht antwortet. Doch die Furcht vor ihrem Gemahl ist stärker und Barbus schweigt weiterhin. Da verflucht Iuno den Barbus, indem sie seine prachtvollen Haare vom Haupte nimmt und in sein Gesicht versetzt, und mit ihm verflucht sie alle ande-

ren Männer, dass es ihnen ähnlich ergehe.

Seit jenem Tage verliert jeder Mann mit zunehmendem Alter das Haar auf seinem Kopf, das dafür aber dann auf seinem Antlitz sprießt und den Namen des Unglücklichen trägt, dem solches als erstem widerfahren ist.

Dem Charme erlegen

Gianina Crispatzu

Wie jeden Tag traf sich ein Mädchen mit ihren Freundinnen auf der Weide, wo sie sich seither Geschichten erzählten und zusammen lachten. Eines Tages kam ein junger Mann vorbei, der an diesem Mädchen Interesse zeigte und es schon lange aufgrund seiner Schönheit bewunderte. Das Mädchen jedoch würdigte ihn keines Blickes.

Daraufhin kam Zeus in Gestalt eines jungen Mannes auf die Erde und sprach das Mädchen auf ihre Schönheit an. Das Mädchen wurde verlegen und folgte der Bitte des Iuppiter, ihn zu begleiten. In Wahrheit jedoch erfährte er es zu sich in sein Reich.

Einige Zeit war Iuppiter weiterhin geblendet von ihrer Schönheit, doch stellte er später fest, dass dies das Einzige war, was er an ihr schätzte. Da ihm dies auf Dauer nicht reichte, das Mädchen ihn langweilte und er nicht mehr zufrieden mit ihr war, verwandelte er sie in eine Schlange und schickte sie aus Zorn wieder zurück auf die Erde.

Als das Mädchen in ihrer neuen Gestalt auf die Erde zurückkehrte, traf sie nach längerer Zeit

wieder auf ihre Freundinnen. Diese erkannten sie nicht mehr aufgrund ihrer neuen Gestalt und liefen erschrocken fort. Auch ihr ehemaliger Verehrer war angewidert von ihrer neuen Gestalt.

Seitdem erging es jedem Mädchen so, welches sich vom Charme des Iuppiter blenden und sich von ihm entführen ließ. Sie erhielten nach einiger Zeit eine neue Gestalt und kehrten zurück auf die Erde, wo sie von niemandem mehr erkannt wurden.

Das höchste Gebirge

Leon Engel

Und als die Götter sich versammelt hatten, hob der Höchste von Ihnen zu seinem Bericht an:

„Als ich hinabstieg, um das Grauen des vierten Zeitalters nicht vom Olymp, sondern direkt vor mir zu erblicken, durchstriefte ich die Erde und begegnete Menschen, die in unserer Erde nach Eisen gruben, um Waffen zu schmieden, Bäume zertrümmerten, um Schiffe zu errichten und Krieg gegen ihresgleichen führten. Ihre Götter hatten sie vergessen.“

Und der Zorn der Götter entlud sich über die Erde, doch Iuppiter Gebot ihnen zu verstummen, und sie gehorchten. Da berichtete er, wie er, in der Gestalt eines weißen Stiers, sich weiteren Menschen genähert hatte, um zu prüfen, ob auch sie ihre Götter vergessen hätten. Und die Menschen erkannten nur einen Stier und sahen in ihm Fleisch, das sie zu essen begehrt. Sie griffen den Stier an, verfolgten ihn, und der Stier floh, schneller als der Wind, und die Menschen konnten ihn nicht fangen. So suchte der Stier den Erdkreis ab, schwamm durch Seen und

Flüsse und sein Entschluss verfestigte sich, dass es nötig sei, das ganze Menschengeschlecht zu bestrafen. Einer von ihnen, Lycaon, braute das Fass entgültig zum Überlaufen: Er verspottete den Gott Iuppiter, und dieser beschloss daraufhin, zum Olymp zurückzukehren.

Als Iuppiter die Berge erreichte, sah er weiße Landschaften in großer Kälte, die ihm als göttlichem Stier nichts ausmachten, und er kletterte die kargen Hänge hinauf. Die Bäume wurden immer weniger, und er ahnte, dass es hier keine Menschen mehr geben würde. Da erblickte er einen Mann: Der Greis trug Baumzweige in seinen Händen und stieg mit Mühe den beschwerlichen Hang hinauf. Iuppiter schien er wieder ein weiterer Mensch zu sein, der im Kriegshunger die Welt zerstörte, die göttlich erschaffen worden war.

Als der Greis zitternd durch den Schnee stapft, folgt ihm der göttliche Stier. Im Schnee bleibt er den schlechten Augen des Greises verborgen. In eine graue Wolkendecke gehüllt, die immer zwischen Berggipfeln schwebt, erblickt der Stier nun ein kleines Feuer. Der Greis kehrt in sein Dorf zurück. Hütten, aus Eisblöcken erbaut, schützen vor dem Sturm, und am Feuer wärmen sich Menschen. Der Greis baut keine Waffen. Er wirft das Holz auf das Feuer und sinkt müde zu Boden. Doch im Licht des Feuers wird die Gestalt des Stiers sichtbar für die Menschen, und sie kommen gelaufen. Auch der alte Greis erhebt sich neugierig.

Sie jagen den Stier nicht, sondern, sobald sie ihn erblickt haben, rufen sie:

„O, du armer Stier, wie hast du dich hierher verlaufen? Wer hat dich soweit fortgetrieben? Du bist ganz von Schnee bedeckt.“

Und sie treten zu dem höchsten Gott und klopfen sein Fell und laden ihn zum Feuer ein. Und Iuppiter folgt ihnen. Doch da ergreift Furcht die Menschen. Ihr Klopfen befreit den weißen Stier nicht vom Schnee. Er glänzt, wie kein gewöhnlicher Stier glänzen kann. Da erschrecken die Menschen und weichen zurück. Sie erkennen den Gott und fürchten den Frevel, ihn als Tier erblickt und nicht als Gott erkannt zu haben.

Der alte Greis tritt vor und spricht. Er bittet, der Gott möge ihn für das Vergehen seines Volkes bestrafen. Doch der Gott sieht keinen Frevel. Still denkt er bei sich:

„Hier hinauf haben sie die Menschen vertrieben, die so sind, wie sie waren, die noch in sanfter Ruhe dahinleben und freiwillig, ohne Gesetz, Treue und Redlichkeit üben. Sie sind die Nachkommen des ersten Zeitalters, und Iuppiter, du größter Donnergott, hast sie, weil sie sich in den Bergen verstecken müssen, nicht gesehen. Doch nun sieht er sie und weiß, dass er nicht alle Menschen vernichten muss. Und er zürnt den anderen Menschen und freut sich zugleich darüber, wen er entdeckt hat.“

In der kalten Nacht wacht der Stier am Feuer, sich an dem letzten Anblick auf der Erde erfreuend, bevor er zum Olymp zurückkehrt, um den Göttern seinen Entschluss zu berichten. Und er erblickt den Greis, der alt und schwach in der Nacht aufsteht, um das Feuer zu erhalten,

Chrysalus

Lukas Friedrichs

doch dabei niedersinkt und sterben muss. Und bevor Iuppiter zurückkehrt, verwandelt er den Sterbenden. Er soll ein Zeichen sein für alle Menschen, die unter den Großen stehen. Der Körper des Greises wächst. Die Falten des Gesichtes treten stärker hervor, es bilden sich Täler. Der Kopf schrumpft. Spitz läuft nun das Haupt des Mannes zu, die Arme werden steif, die Beine gehen in den Körper über, der breiter wird von unten, und schmaler wird zur Spitze. Zu Stein wird die Haut, zu Felsen werden die Handknöchel, zu Bergen die Schultern, zum Gebirge der ganze Mann. Sein Haupt ragt als Spitze in den Himmel, überragt alle Gipfel der Erde und durchsticht nun die Wolken, reckt sich dem Olymp entgegen und kommt ihm näher als jeder Mann vor ihm. Und Schnee bedeckt den Berg. Ewig groß soll er über die Erde wachen, als Erinnerung für seine Nachfahren, an die letzten großen Menschen, und als Denkmal für den Gott, den größten und mächtigsten von allen. Und alle Menschen seines Dorfes erblicken den Berg jeden Tag und sollen wissen, wem sie nacheifern müssen, wem Iuppiters Treue gilt und wer der mächtigste aller Götter ist.

Chrysalus gelang es durch eine List, dem Joch seines Herrn zu entgehen und diesen zudem um einen beträchtlichen Teil seines Vermögens zu erleichtern. Was wünscht sich der unfreie, jetzt freie Mann mehr? Doch Chrysalus lebte mit seinem Geld und seiner neu gewonnenen Freiheit in den Tag hinein, trieb sich herum, verprasste seinen Besitz, ohne sich um den nächsten Tag zu sorgen. Bald war er wieder nahezu mittellos.

„Hätte ich doch gelernt etwas zu sparen, was ich neu gewann ist nun nahezu verloren,“

dachte er bei sich, während er nach einer weiteren durchzechten Nacht durch die staubigen Straßen der Stadt schlenderte. Nicht einmal eine Unterkunft hatte er und legte sich bald unter einem Standbilde nieder zum schlafen. Viele Gedanken wälzte er in seinem Geist um, bis er schließlich in einen tiefen Schlaf verfiel.

Im Traum befand er sich in einem üppigen Anwesen, ganz ähnlich dem seines ehemaligen Herrn. Weisser, viel-adriger Marmor, direkt aus Paros, bedeckte die Hallen, Fackeln entlang

der Mauern beschienen flackernd die reich bebilderten Wände und getäfelten Decken darüber.

Als er so im Traum durch die Villa schritt, hörte er ein Gewirr von Lachen und Gesang, dazu den Klang der Leier. All das war wohlklingend in seinen Ohren. Die Opulenz versetzte ihn nicht wenig in staunen. Und er wunderte sich, ob nicht an diesem Ort des Überflusses ihm etwas zukommen möge. Also betrat er durch eine schwere mit aufwendigen Schnitzereien verzierte Holzpforte den Ort an dem das Leben zu pulsieren schien. Drinnen war das Nachtleben in vollem Gange. Frauen und Männer tanzten, andere saßen an üppig gedeckten Tafeln beim Schmaus, bei funkelnem Wein, gemischt in wertvollen Gefäßen. Selten hatte er Ähnliches in einem Privathaus gesehen.

Schließlich kam er an ein Atrium, wo die Männer eifrig beim Würfelspiel waren. Chrysalus versuchte sein Glück mit dem letzten Geld in seinem Beutel. Die tali und tesserae flogen über den geglätteten Boden, und nicht geringe Beträge wechselten den Besitzer immerzu. Doch das Glück schien Chrysalus verlassen zu haben, so dass er bald seinen letzten Denarius auf einen Wurf setzte. Als er so die Würfel in der Hand hielt erschien ihm plötzlich, wie in einem Gewölk, eine Frau, an Wuchs und Aussehen den himmlischen Göttern gleich. Fortuna führte nun seine Hand und die tesserae zeigten auf wundersame Weise nur noch Sechsen, die tali waren stets unterschiedlich. Die ganze Nacht hindurch gewann Chrysalus Spiel um Spiel. Kurz bevor er aufwachte ermahnte ihn die Göttin:

„Wem genug zu wenig ist, dem ist nichts genug.“

So kam es, dass Chrysalus als Armer zur Ruhe ging als Reicher den nächsten Tag sah.

Dianas Rache

Alina Grahl

Der Frühling hatte gerade begonnen, als an einem sonnigen Tag ein gewisser Marcus im Wald jagen ging. Er hatte es auf die Eichhörnchen abgesehen und verbrachte den ganzen Tag damit, ihnen aufzulauern und sich beinahe lautlos an sie heranzupirschen. Die Jagd war für ihn lediglich ein Vergnügen. Er tötete zu seiner eigenen Unterhaltung und war mit der Zeit grausam und kaltherzig geworden. Er scherte sich um kein anderes Lebewesen als um sich selbst.

An diesem Tag durchstreifte die Göttin Diana, die Schwester des Apollo, in menschlicher Gestalt denselben Wald. Als sie den sinnlos tötenden Jäger bemerkte, wurde sie sehr zornig. Zwar hatte sie nichts gegen die Jagd, wenn sie dazu diente, sich zu ernähren oder die Götter zu ehren, doch Marcus' Grausamkeit und Freude am Töten verärgerten sie sehr. Also trat sie aus dem Schatten direkt in den Weg des Jägers und sprach zu ihm:

„Jedes Leben ist wertvoll und nicht sinnlos zu vergeuden. Du beleidigst mich, indem du ein Wesen, das sich in meiner Obhut befindet, grausam ermordest. Für deine unehrenhaften Taten sollst du bestraft

werden. Von nun an wirst du selbst als Eichhörnchen in diesem Wald hausen und Tag für Tag um dein Leben fürchten.“

Und kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da begann sich der Jäger schon zu verwandeln. Seine Hände und Füße wurden zu behaarten Pfoten, seine Nägel zu scharfen Krallen, sein großer aufrechter Körper verlor seine aufrechte Haltung und wurde zu dem eines kleinen Waldbewohners.

Von nun an lebte er als Eichhörnchen, immer voller Angst, ein Jäger könnte ihn erschießen. So hatte Diana Gerechtigkeit walten lassen.

Florentia

Leonie Hötzel

Florentia ging jeden Mittag mit ihrem Vater und ihren Geschwistern in den Wald, um nach Beeren und Pilzen zu suchen. Das Mädchen war allerdings eine ungehorsame Tochter. Sie vergnügte sich beim Spielen mit ihren Geschwistern, obwohl sie ihr Vater etliche Male ermahnte, sie solle sich nicht zu weit entfernen und lieber nach Waldfrüchten suchen anstatt nur vergnügt umherzulaufen. Doch Florentia kümmerten die strengen Worte des Vaters nicht. Die Tochter rannte durch die Wälder, während sich ihre wilden, hüftlangen Haare im Wind wie Wellen bewegten. Sie hielt ihre Geschwister vom Suchen ab und hatte nur Flausen im Kopf.

So verhielt sich Florentia auch am heutigen Mittag. Zufällig machte Iuppiter seinen Gang auf der Erde, um nach dem Rechten zu sehen, und hörte schon aus weiter Ferne die lauten, mahnenden Worte des Vaters und das Geschrei der Kinder. Seine Neugierde trieb ihn in ihre Nähe. Als er die Verzweiflung des Vaters und die Frechheit des Kindes sah, wurde sein Körper von Wut übermannt. Im selben Augenblick schnitt er der Tochter ihre Haarpracht vom Kopf, sodass dort nur noch Stoppeln zu erkennen waren. Außerdem verwandelte er ihre Füße in Steine,

die so schwer waren, dass Florentia nur noch beschwerlich und mit Mühe laufen konnte. So wies er sie zurecht.

Ihre Verwandlung verschreckte Florentia sehr und Traurigkeit machte sich breit, da sie kaum wiederzuerkennen war. Auch der Vater und ihre Geschwister konnten nicht glauben, was sie sahen. Nun blieb ihr nichts anderes übrig, als Beeren und Pilze zu suchen und ihre schweren Füße durch die Wälder zu tragen.

Muskelkater

Gerit Kruschwitz

Es war einmal ein junger Mann, der immer gehänselt wurde. Immer war er der kleinste und schwächste der Gruppe. Irgendwann hatte er genug davon. Er wollte etwas ändern, aber er wusste nicht, was und schon gar nicht wie. Auf der Suche nach einer Lösung entdeckte er den Kraftsport für sich und begann zu trainieren. Er erfand sich selbst neu, und das merkte man ihm auch an. Nach kurzer Zeit erkannte man ihn kaum wieder. Er war wie ein neuer Mensch. Jeder konnte sehen, dass er sich jetzt viel wohler in seiner Haut fühlte.

Das Heben der Gewichte stellte kein Problem mehr für ihn da, und er wurde stärker und stärker, bis eines Tages plötzlich Herkules vor ihm stand und ihn warnte, er solle doch weniger trainieren, da er nur ein Mensch sei und es ihm nicht zustünde solch eine Stärke zu besitzen. Der junge Mann, von seiner Arroganz getrieben, forderte den Fremden zu einem Wettkampf heraus. Der Fremde nahm an, und so stemmten sie nacheinander die schwersten Gewichte in die Höhe, bis Herkules einsah, dass er dem jungen Mann nicht gewachsen war.

Von Neid und Scham getrieben verfluchte er den Mann, so dass er jedes Mal, wenn er trainierte,

von Muskelkater geplagt sein sollte, damit er nicht mehr so viel trainieren konnte.

Seitdem sind alle Menschen, die trainieren, durch eben diesen Muskelkater eingeschränkt und können nicht mehr so schnell so stark werden, wie einst der junge Mann.

Isabell: vorher und nahher

Lea Kunze

Schrill und unbarmherzig schrillt das Piepen des Werkers durch den dunkeln Raum. Die ersten Sonnenstrahlen versuchen, einen Weg durch die Jalousien zu finden, und werfen überall ihr Licht als kleine Punkte an Wand und Boden des ansonsten dunklen Zimmers. Unter der zerkratschten Decke lugen zwei halb geschlossene Augen hervor, das Haar bedeckt in wirren Strähnen die Stirn.

Isabell meint, wenn sie nur lange genug die Augen geschlossen hält und sich an die Reste des dahinschwindenden Traums klammert, würde der Wecker sich ihrer erbarmen. Da der Wecker aber weiterhin seine schrillen Töne von sich gibt und sich das Geräusch einen gnadenlosen Weg bis in den Kopf Isabells gebahnt hat und jeden Gedanken an Schlaf zu Nichte macht, streckt sich ein Arm aus dem Bett, um den Wecker endlich zum Schweigen zu bringen. In der einsetzenden Stille versucht Isabell noch zurück in den Schlaf zu finden, obwohl es schon längst hoffnungslos ist. Gedankenfetzen schwirren durch ihren Kopf, wie kleine Vögel, und machen jeden Versuch, zurück in den Schlaf

zu entfliehen, zunichte. Davon angeregt meldet sich ein Grummeln aus Isabells Magengegend. Anscheinend hat Isabells Körper beschlossen den Tag zu beginnen – ohne ihr Einverständnis. Aus der Decke schieben sich langsam zwei Beine, der Rest folgt langsam nach.

Mit schlurfenden Schritten schleppt sich Isabell ins Bad, das viel zu grelle Licht, lässt die Augen verschreckt zufallen, die bis vor wenigen Minuten nur Dunkelheit kannten. Langsam öffnen sie sich und der Mensch, den Isabell im Spiegel sieht, hat große Ähnlichkeiten mit einer zerrupften Vogelscheuche. Da hört man schon das Tröpfeln von Wasser, das nach und nach immer lauter wird, während neblige Schwaden die Fenster und Spiegel des Bades langsam beschlagen. Das vorher noch zerzauste ölige Haar, fällt glatt und schwer den Rücken herab und die vorher noch bleichen Wangen überzieht eine leichte Röte. Leise, durch das Brausen der Dusche kaum vernehmbar, erklingt eine Melodie durch den Raum, die jedoch durch ein neues, lauterer Geräusch wieder verklingt. Nun ist das Zimmer nur noch vom Dröhnen des Föhnes erfüllt, während sich langsam erst einzelne Strähnen, dann immer größere Teile des Haares zu Locken zusammenziehen, um sich der glühenden Hitze zu entziehen. Nach wenigen Minuten erstirbt das Dröhnen plötzlich und in glänzenden Wellen, fällt das Haar links und rechts herab. Die Zähne, vor kurzem noch matt, erstrahlen nun im hellen Weiß. Die Haut, an manchen Stellen trocken, erholt sich sichtbar und bekommt einen leichten Glanz durch die verschiedenen Inhalte der kleinen Fläschchen und Dosen, die sich auf

einem Regal dicht aneinanderreihen. Langsam werden die dunklen Ringen unter den Augen mit Schminke kaschiert, die Lieder, vorher noch ein wenig geschwollen vom Schlaf, mit neuer Frische und geschmückt mit ein wenig Farbe, lassen die Augen aus dem Gesicht hervorstechen. Ein rosiger Glanz bedeckt die vorher noch matten Lippen. Der Körper, vorher noch bedeckt von schlaff herabhängender Kleidung, umschmeichelt nun die alltägliche Kleidung. Noch schrecken die nackten Füße vor den kalten Fliesen der Küche zurück, dann werden sie schon durch dünnen Stoff geschützt.

Den Raum erfüllt das leise Gurgeln der Kaffeemaschine, das klappernde Geräusch von Besteck und Tellern. Der Tisch beherbergt Marmelade, Quark und allerlei anderes, die Kaffeemaschine macht auf sich aufmerksam, da sie ihre Aufgabe erledigt hat, und im Hintergrund dudelt das Radio leise vor sich hin. Isabell sitzt am Tisch, die Kaffeetasse in der Hand. Der Geruch von frischem Kaffee lässt ihre Mundwinkel sich zufrieden nach oben ziehen. Der Morgen kann beginnen.

Und? Bereit für die Metamorphose?

Chiara Schmalz

Thomas starrte auf den Kragen des Hoteliers. Nie zuvor in seinem Leben hatte er etwas so eingehend betrachtet wie das Jackett seines neuen Chefs. Es war sein erster Tag im Hotel ‚Deucalion‘, und obwohl er sich die letzten Wochen über fest vorgenommen hatte, nicht allzu nervös zu sein, spürte er das Herz in seiner Brust wie verrückt hämmern. Seine Handflächen schwitzten und sein Magen schien Trampolin zu springen.

„Wie um Himmels willen sollte er als Koch mit einem nervösen Magen arbeiten?“, fragte er sich.

Er vergrub die Hände in seinen Taschen und wischte den Schweiß an der Innenseite des Stoffes ab.

Seine Mutter trug die Schuld an all dem hier. Sie war diejenige gewesen, die ihn überhaupt erst dazu überredet hatte, sich weiterzuentwickeln. Ihr hatte er diese schreckliche Situa-

tion zu verdanken. Das vertraute Geräusch von Geschirrgeklapper riss ihn schließlich aus seinen Gedanken. Herr Inach, der Hotelier, öffnete die Küchentür so ruckartig, dass Thomas schon befürchtete, er würde sie aus seinen Angeln reißen. Sein neuer Chef raste förmlich durch die Küche, sodass Thomas sein Tempo beschleunigen musste, um seine Worte über den Lärm hinweg verstehen zu können.

„Darf ich vorstellen? Ihre neue Küche. Ihr neuer Ofen, ihr neuer Herd, ihre neue Kollegen...“

Er schnappte sich ein Küchenwerkzeug von einer der Ablagen.

„Ihr neuer Fleischklopfer.“

Es war offensichtlich, dass ihn das Ganze hier nicht im Geringsten interessierte. Herr Inach warf das Plattiereisen einem vorbeikommenden Küchenjungen zu. Dieser fing es gleich auf, blickte zu Boden und verschwand dann ängstlich im Kühlraum.

„Ich habe dir schon etliche Male gesagt, dass ich es nicht leiden kann, wenn du meinen Angestellten Angst einjagst.“

Ein großer schwarzhaariger Mann war vor ihnen aufgetaucht. Thomas war sich nicht sicher, wo er so plötzlich hergekommen war, doch schien er sie schon eine Weile zu beobachten.

Herr Inach schnaubte.

„Ich jage ihnen keine Angst ein.“

Er schien seinen eigenen Worten jedoch keinen Glauben zu schenken. Thomas war sich sicher, dass selbst sein eigener Schatten sich manchmal vor ihm fürchtete.

„Unser Küchenchef“, stellte er den Mann vor. „Herr Inach.“

„Der Ältere“, erklärte der Schwarzhaarige und schüttelte Thomas' Hand.

„Du kannst jetzt gehen, Angus“, fügte er an seinen Bruder gewandt hinzu.

Kurz schien es so als wollte der Hotelier noch etwas erwidern, ließ es dann jedoch bleiben. Offenbar konnte er die Küche seines Bruders nicht schnell genug verlassen.

Herr Inach der Ältere wandte sich nun seinem neuen Angestellten zu.

„Und? Bereit für die Metamorphose?“

Thomas sah ihn verdutzt an.

„Entschuldigen Sie... aber bereit für was?“

Dieses Wort war ihm noch nie zuvor untergekommen.

„Ob sie bereit sind für die Verwandlung, die Umgestaltung?“

Was meinte er damit? Welche Verwandlung? Seine eigene Entwicklung? Das Kochen?

Herr Inach musste seinen fragenden Gesichtsausdruck bemerkt haben, denn er begann zu lachen.

„Keine Sorge. Sie werden schon noch verstehen, was ich damit meine. Metamorphosen sind wie Fehler, man bemerkt sie selbst in der Regel erst, wenn sie schon vollzogen sind.“

Thomas schluckte. Hoffentlich war das Kündigen seines alten Jobs kein Fehler gewesen.

In den nächsten zwölf Monaten stellte sich dies jedoch genau heraus. Thomas' Kündigung war ein Fehler gewesen, vermutlich der größte seines Lebens. Denn was der junge Mann nicht gewusst hatte und womit sicherlich auch niemand der anderen Bewerber gerechnet hatte, war die Tatsache, dass es sich bei dem ‚Deucalion‘ nicht um ein gewöhnliches Hotel handelte. Es band die Menschen auf eine Weise an sich, die es ihnen unmöglich machte, es jemals wieder zu verlassen.

Thomas' hatte der Küche in den letzten Monaten kein einziges Mal den Rücken zugewandt. Seine Haut war bleich geworden, da er schon so lange nicht mehr an der Sonne gewesen war. Unter seinen Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab, denn auch geschlafen hatte er so gut wie nie. Sein neuer Körper brauchte keinen Schlaf. Sein neuer Körper spürte nur das starke Verlangen weiter zu machen, immer weiter zu arbeiten, immer weiter zu kochen. Dort wo einst seine Finger gewesen waren, ragten nun unterschiedliche Werkzeuge hervor. Sein rechter Zeigefinger war durch ein Messer ersetzt worden. Seine kleinen Finger waren Löffel und sein linker Daumen war zu einem Pfannenwender geworden.

Anfangs hatte er sich über diese Verwandlung erschreckt, doch dann fiel der Schleier allmählich von seinen Augen, und er bemerkte, dass auch seine Kollegen die ganze Zeit über so ausgesehen hatten.

Plötzlich schien ihm sein neues Aussehen, nicht absonderlich. Ganz im Gegenteil, es schien ihm richtig vorzukommen, eher wie ein Geschenk, das ihm eine übermenschliche Kraft hatte zukommen lassen.

Er arbeitete bis ans Ende seines Lebens im ‚Deucalion‘.

Die Verwandlung des Josef K.

Tobias Müller

Josef K., ein Mann von 30 Jahren, lebte in einer Pension, nahe gelegen zu seinem Arbeitsplatz. Er war Banker und Prokurist. Eines Tages wurde er von ein paar Schergen kontaktiert, er sei angeklagt, doch er blieb auf freiem Fuß, die Szenerie konfus.

Doch keine Anklageschrift wird ihm zuteil, der Prozessauftritt eine Farce. Der Effekt bleibt jedoch nicht aus: er nimmt die Anklage an, engagiert einen Advokaten, kontaktiert andere Angeklagte und Angestellte.

Eines Tages sieht er die Schergen in der Bank, wie sie in der Besenkammer gepeitscht und misshandelt werden.

Man mag ihn für wahnsinnig halten – doch er ist es nicht.

Hinter diesen wirren Traumgebilden steht eine Urheberin: Es ist Dike. Sie ist fest entschlossen, ihn zur rechten Einsicht zu führen. Als ihn die Einsicht überfällt, – Schuld: die Mutter

vernachlässigt, Fräulein Bürstner bedrängt und Dinge, die nur er und die Götter selbst kennen –, während er auf den Steinbruch geführt wird, erfüllt von Schuld, da sehnt er den Henker herbei.

Dike, die heraufsteigt zum Göttervater, um die Bestrafung zu veranlassen, sieht in der Einsicht und der darauffolgenden Bestrafung ein gerechtes Urteil.

Doch während diese hinaufsteigt, erscheint Josef K. Justitia. Sie tritt ihm gegenüber und sagt:

„Der Tod ist zu gut für dich.“

Und verwandelt ihn in eine steinerne Schlange.

Von nun an lag Josef K. als steinerne Schlange auf jedem Abbild der Justitia, ihr zu Füßen. Er wird von dieser niedergetreten, bis eines Tages Justitia das Menschengeschlecht endgültig verlässt.

Die Welt ist ein Dorf

Julia Ophey

Es war einmal ein Mann – etwa am Ende seiner vierziger Jahre –, der in einem Dorf aufgewachsen war. Er liebte das Dorf mit seinen kleinen Häusern, den breiten Straßen, den Feldern und dem Wald drumherum. Er kannte jede Ecke, jeden Stein und jeden Menschen, der hier wohnte. Seine eigene kleine Welt. Er schaute nicht viel Fernsehen, er las keine Artikel im Internet, ihm reichte sein beschauliches, ruhiges und friedliches Leben.

Eines Tages kam plötzlich eine nie gekannte Tochter in sein Leben. Sie war von göttlicher Abstammung und hatte schon lange mit Trauer beobachtet, wie wenig der Vater von der weiten Welt ahnte und gesehen hatte. Sie entschied heimlich, ihn ins kalte Wasser zu werfen und ihm damit eine Lektion zu lehren. Sie erhob ihre Arme, ließ ihn in die Höhe schnellen und erst auf der anderen Seite der Erdkugel wieder hinunter sinken. Schon im reißend schnellen Flug veränderte sich das Weltbild des Mannes. Es ging so schnell, dass der Vater nicht wusste, wie ihm geschah. Im Flug sollte sich auch sein Aussehen verändern. Er war nun kein weißer

Mann mehr, sondern eine Frau mit einer etwas dunkleren Hautfarbe. Er verbrachte einige Jahre im fremden Körper und in der noch fremderen Welt, bis er wieder zurückkehren konnte.

Als er ins Dorf zurückkam, beäugte man ihn, als sei er ein Fremder. Er konnte sich ja selbst kaum erkennen. Misstrauisch wurde er beobachtet und von fast allen Bewohnern aus der ehemals so geliebten Dorfgemeinschaft ausgeschlossen. Traurig und einsam musste er sich in sein Haus zurückziehen.

Der Vater hatte nun verstanden, dass es viel mehr gab, als seine eigene Kultur. Er verstand, nachdem er die äußere Form einer Frau angenommen hatte, wie privilegiert er damals gewesen war, in einem Dorf in einem reichen Land zu leben. Er schwor, sich für die Menschen einzusetzen, die Hilfe brauchten. Als Belohnung dafür wurde er wieder in seine alte Gestalt zurückverwandelt.

Von nun an wusste er sein Dorf zu schätzen, liebte aber auch alle anderen Ecken der Welt und machte sich für die Gemeinden und Menschen stark, die die Hilfe am meisten benötigten.

Karsten

Andreas Kiehn

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Karsten schaute sich um. Das spartanische Bett dort, ein kleines Schränkchen, das kleine Waschbecken hier vorne und dicht daneben noch eine Toilette. Viel Platz gab es hier wirklich nicht, und Tageslicht fiel nur durch ein kleines Fenster ein, das mit Gitterstäben versehen war. Das hatte er sich alles ganz anders vorgestellt...

Ein paar Stunden darauf kam ein kleiner dicker Mann zu ihm. Er brachte ein kleines Päckchen mit und sagte:

„Dies ist für Sie. Von Ihrem Bruder.“

Karsten schwieg, obwohl der Mann offenbar auf ein Wort von ihm wartete. Einige Augenblicke später riss er ihm, sichtlich verärgert, das Päckchen aus der Hand und schrie:

„Was wollen Sie noch von mir? Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Ich werde morgen noch einmal wiederkommen. Sie können mir vertrauen! Ich bin für Sie da!“, sagte der Mann mit einem sanftmütigen Lächeln.

Karsten schaute ihn entgeistert an, bedankte sich aber leise. Der Mann ging stampfenden

Schrittes davon und Karsten schaute nach, ob sein Bruder ihn wohl in seiner Lage aufheitern könnte. „Zigaretten tabak und Schokolade sind gar nicht verkehrt“, dachte Karsten erfreut und wurde gleich wieder wütend als er sah, was noch in dem Paket war. Er schleuderte das Buch gegen die Gitterstäbe und dachte bei sich: „Muss er mich immer mit sowas belästigen? Er weiß doch, dass ich damit nichts zu tun haben will!“ Als er aber merkte, dass er kein Papier für den Tabak hatte, hellte sich seine Miene wieder auf.

Am nächsten Tag kam der dicke Mann und erblickte zunächst auf dem Schränkchen das Buch, aus dem die ersten Seiten herausgerissen waren; danach Karsten, der gerade gegessen hatte und sich auf dem Bett ausruhte.

„Wollen Sie heute mit mir sprechen?“, fragte er freundlich „falls nicht, kann ich Ihnen etwas erzählen und wieder gehen.“

„Bessere Unterhaltung habe ich hier ja ohnehin nicht“, fauchte Karsten ihn an.

Nachdem der Mann verschwunden war, ärgerte Karsten sich über ihn und dachte: „Der ist genauso ein Idiot wie mein Bruder“.

Einige Wochen später, Karsten behandelte den Mann nach wie vor abweisend, sagte der zu ihm:

„Ich werde die nächsten drei Tage nicht kommen können! Da ich gesehen habe, dass Sie sich aus den Buchseiten Zigaretten drehen, würde ich mich freuen, wenn Sie die Seiten wenigstens vorher lesen.“

Karsten wunderte sich zunehmend über ihn, ließ sich aber noch nichts anmerken.

„Wie kann er so freundlich bleiben, obwohl ich so abweisend war?“, fragte er sich.
„Für meinen Bruder wäre es ein Sakrileg, dieses Buch zu rauchen und dieser Mann verzieht keine Miene“, überlegte er.

Da er nichts Besseres zu tun hatte und dieser Mann ihn irgendwie zu faszinieren begann, beherzigte Karsten seine Worte und las die Seiten, ehe er sie um den Tabak wickelte.

Einige Zeit später, Karsten fiel es zunehmend schwerer, die Seiten zu Zigaretten zu verarbeiten, bemerkte er einen Zusammenhang zwischen den Texten, die auch ihm von zunehmender Bedeutung zu sein schienen, und dem Verhalten des Mannes und seinen Worten. Irgendwann brachte er es nicht mehr über sich, dem gutherzigen Mann gegenüber so abweisend zu sein und das Buch zu zerreißen.

Als Karsten Jahre später wieder in sein Heimatdorf zurückkehrte, kam er allen Menschen dort wie verwandelt vor...

Faunus und Lenia

Yannick Rau

Lenia war eine schöne und reizende Frau. Ihr Haar war gelb wie die Sonne und ihre Augen glichen denen einer Kuh. Lenia war die Tochter eines bekannten Dichters. Sie traf sich, wie sie es öfter tat, mit Aulus, ihrem Geliebten, und streifte mit ihm durch die Wälder nahe Velabrum. Sie wollten dort irgendwann einmal eine Stadt errichten, welche einen Tempel zu Ehren des Faunus haben soll. Lenia war schon von klein an vom Wald fasziniert. Dort hat sie auch Aulus kennengelernt. Sie waren beide noch Kinder, aber sie waren seit dem ersten Aufeinandertreffen unzertrennlich.

Sie streiften also wieder einmal durch den Wald und ließen sich von der Pflanzen- und Tierwelt verzaubern. Nach einiger Zeit stießen sie auf einen kleinen Bach, hinter dem eine Lichtung lag. Lenia meinte zu Aulus, dass sie hinübergehen und sich in der Sonne der Lichtung ausruhen sollten. Aulus aber empfand den Bach als zu tief und gefährlich.

„Wir müssen doch einfach nur hinüberspringen“, meinte Lenia.

Aulus wollte sie davon überzeugen lieber wieder zurück zu gehen. Aber Lenia hörte, wie so oft, nicht auf Aulus, sondern tat das, was sie sich in den Kopf gesetzt hat. Lenia nahm Anlauf und wollte über den Bach springen, rutschte aber kurz vor dem Sprung auf dem matschigen Boden aus und stieß im Fallen mit dem Kopf auf einen Stein. Lenia war schwer verletzt und Aulus kam zu ihr, um zu helfen. Er erkannte aber schnell, dass es schlecht um Lenia stand. Sie hatte sich schwer am Kopf verletzt. Lenias Geist fing schon an sie zu verlassen, als unverhofft Faunus erschien. Dieser kam zu Lenia und plötzlich veränderte sich Lenias Gestalt. Es sprossen Zweige dort, wo vorher ihre Arme waren, und wo ihre Beine waren, waren jetzt Wurzeln. Nach kurzer Zeit war Lenia vollständig in einen Baum verwandelt. Faunus' Tat war vollbracht. Ein prächtiger, schöner Baum stand dort, wo vorher die verletzte Lenia lag.

Aulus war todtraurig, dass Lenias Körper nicht mehr da war, aber ihm war bewusst, dass ohne Faunus' Tat nur Lenias lebloser Körper vor ihm liegen würde. So lebte sie in diesem Baum weiter und Aulus kam jeden Tag dorthin und verbrachte Zeit bei seiner Geliebten und fing an, dort einen Tempel zu Faunus' Ehren zu bauen.

Lukas wird erwachsen

Anonyma

Es war wieder so weit. Lukas freute sich sehr, seine Großeltern zu besuchen. Er war jetzt zwei Jahre lang nicht bei ihnen gewesen und vermisste sie. Beim letzten Mal saß er den ganzen Tag mit seinem Großvater im Garten, seine Großmutter brachte ihnen Limonade und Kuchen. Sein Lieblingskuchen war immer ihr Schokoladenkuchen gewesen. Er war so besonders saftig und schokoladig. Sein Großvater und er stritten immer – wenn auch nur spielerisch – um das letzte Stück. Dann spielten die beiden im Garten Fußball, bis es Abend war und Lukas müde ins Bett fiel. Er konnte am besten auf dem Dachboden schlafen. Dass sich dieser am Tag von der Sonne aufgeheizt hatte, machte ihm nie etwas aus. Morgen war es so weit, er konnte seine Großeltern endlich wieder besuchen.

Am nächsten Tag war er früh auf. Seine Eltern fuhren ihn zu seinen Großeltern, sie selbst würden nur eine kurze Zeit bleiben, dann mussten sie weiter. Aber Lukas war ohnehin froh, seine Eltern einmal ein paar Tage nicht zu sehen. Sie würden ihn ohnehin nur stören und er wollte mehr Zeit mit seinen Großeltern

für sich allein haben, nachdem er sie so lange entbehren musste.

Die Fahrt zog sich hin, es dauerte und dauerte und dauerte. Lukas hatte das Gefühl, es würden Jahre vergehen bis er endlich seine Großeltern sehen könne. Wieso nur dauerte es so lange? Er schaute aus dem Fenster und von einer Sekunde auf die andere wurde es dunkel. Führen sie durch einen Tunnel? Schließlich kannte er die Strecke genau, und dort gab es keinen Tunnel. Vielleicht war es auch nur eine kleine, ganz kurze Sonnenfinsternis.

Je länger aber die Fahrt dauerte, umso länger wurden auch seine Arme und Beine. Seine Finger zogen sich und seine Kleidung begann zu reißen, weil die Nähte seinem wachsenden Körper nicht mehr standhalten konnten. Seine Haare hingen ihm plötzlich im Gesicht und über den Ohren. Er sah sie aus dem Augenwinkel, sie waren viel dunkler als zuvor. Seine Füße wurden unangenehm zusammengedrängt von seinen Schuhen, sodass er sie ausziehen musste. Dabei stieß er sich den Kopf am Vordersitz. Seltsam, das tat er sonst nie. Und überhaupt, warum füllte er auf einmal den gesamten Rücksitz aus? Weil sein Kopf immer noch vom Aufprall schmerzte, legte er seine Hände auf die Wangen, um sie zu kühlen. Da spürte er, wie Bartstoppeln auf seinem Gesicht sprießten und konnte erste, wenn auch nur ganz kleine Fältchen ertasten.

Nun aber genug, es war Zeit, dass sie endlich bei seinen Großeltern ankamen, immerhin waren sie schon eine Ewigkeit unterwegs.

Als seine Großeltern die Tür öffneten, sahen sie ihn mit ungläubigen Augen an.

„Du bist aber groß geworden!“, sagte die Großmutter und nahm ihn in den Arm.

Sein Großvater nickte ihr bestätigend zu.

„Jetzt bist du ein Mann“, sagte er.

Lukas verstand nicht recht. Er hatte sich doch kaum verändert. Seine Großeltern sahen ja auch noch aus wie zuvor. Gut, die Haare waren vielleicht ein wenig grauer, aber das war auch nicht ungewöhnlich. Auch das Haus hatte sich nicht verändert. Die Möbel waren noch die gleichen, und es roch immer noch genau wie früher. Nun ja, wenn er ehrlich war, er hatte das Haus irgendwie größer in Erinnerung. Irgendwie wirkte alles viel kleiner und gedrungener. Nach einiger Zeit im Haus wurde Lukas langsam unruhig. Er wollte doch unbedingt in den Garten, Fußball spielen und Kuchen essen. Also bat er seinen Großvater, ihn zu begleiten. Dieser aber verneinte Lukas' Bitte. Er sei zu alt und sein „Kreuz“ würde „das nicht mehr mitmachen“. Lukas war enttäuscht. Es fühlte sich doch an wie gestern, dass sie zusammen Fußball spielten. Um ihn aufzumuntern, brachte die Großmutter Lukas' „Leibspeise“, Limonade und Schokoladenkuchen. Auch wenn er immer noch enttäuscht war, zumindest das hatte sich nicht verändert. Er nahm sofort einen großen Schluck kalter Limonade, doch es schüttelte ihn sogleich. Das war doch nicht die Limonade, die er früher so gern getrunken hatte! Seine Großmutter aber versicherte ihm, sie habe nichts an der Rezeptur verändert. Auch wenn er es

nicht ganz glauben konnte, ließ er die Sache erst einmal auf sich beruhen. Schließlich gab es noch den Schokoladenkuchen, den er so gerne mochte. Er nahm eine große Gabel davon und wartete darauf, dass sich das wohlige Gefühl einstellte, das er immer genossen hatte, wenn er den besonders saftigen und schokoladigen Kuchen seiner Großmutter aß. Und obwohl der Kuchen ganz eindeutig immer noch derselbe war wie zuvor, schmeckte er ihm nicht mehr. Lukas wurde traurig. Hatte sich sein Geschmack in der kurzen Zeit etwa so verändert?

Am späten Abend, nachdem sich die Aufregung des Tages gelegt hatte, wurde Lukas müde. Sein Bett war, wie bei jedem Besuch, auf dem Dachboden bereitet.

„Wenigstens *eine* vertraute Sache“, sagte er sich.

Der Tag hatte den Dachboden aufgeheizt, die Luft stand still. Als Lukas den Dachboden zum Schlafen betreten wollte und die Tür öffnete, kam ihm eine Hitzewelle entgegen. Eine Welle, die er nicht ertragen konnte. Sofort brach er in Schweiß aus, sein Kopf begann zu schmerzen. Hier konnte er unmöglich schlafen. Er ging zu seinen Großeltern und bat um einen anderen Schlafplatz.

„Vielleicht im Keller?“, fragte er.

Dort war es schön kühl und bei seinen Eltern hatte er ja schließlich auch ein Zimmer im Keller.

Als Lukas schließlich im Bett lag, fragte er sich: War das nur ein Traum oder war er tatsächlich erwachsen geworden?

Hippocampus

Johannes Scholtes

Einst gab es einen jungen Mann, genannt Hippocamp, der sich damit brüstete, der beste Reiter der gesamten Welt zu sein. Er konnte schneller reiten als jeder andere und gewann jeden Wettkampf. Es begab sich, dass er begann, nach jedem gewonnenen Rennen hochmütig zu behaupten, dass selbst die Götter ihm unterlegen seien.

Dies hörte Neptun und entschloss sich, in Gestalt eines gewöhnlichen Menschen gegen Hippocamp anzutreten. Beim Rennen lagen Mensch und Gott lange gleichauf, letztendlich aber gewann Hippocamp, sein Pferd brach tot zusammen.

Zornig gab sich Neptun zu erkennen und bestrafte den übermütigen jungen Mann. Jener begann seine Gestalt zu verändern, er verlor Arme, Beine und Zähne, er schrumpfte und sein Oberkörper nahm die Gestalt eines Pferdes, sein Unterleib die eines Wurmes an.

Von nun an sollte er im Meer leben als Fisch, zur Erinnerung an sein früheres Leben nur den Kopf eines Pferdes behaltend.

Mit fortschreitender Zeit

Chiara Serra

In einer kleinen Provinz nahe einer bekannten Schule wohnte ein junges Mädchen. Mit vielen anderen besuchte sie diese Schule. Einige der Anderen kannte sie besser, doch nur mit einem anderen Mädchen hat sie das Band einer Freundschaft schließen können. Viele Jahre verstrichen und die Freundschaft wurde gefestigt.

Eines Abends vor einer Feier trafen sich die beiden. Sie unterhielten sich über den anstehenden Abend, wie die Räumlichkeiten dekoriert sein würden und was sie tragen würden. Die Freundin berichtete von ihrem seidenen, nachtblauen, enganliegenden Gewand und den dazu passenden Schuhen. Sie führte dieses dem Mädchen vor und fragte nach ihrer Meinung zu ihrem Gewand. Das Mädchen wirkte erst schüchtern, doch zunehmend wurde es von Neid ergriffen, letztendlich gar zornig. Sie schimpfte das Gewand der Freundin als hässlich und zu düster. Sie selbst habe noch kein passendes Kleidungsstück für die Feier gefunden, jedoch

brüstete sich das Mädchen, dass sie das schönste Gewand haben werde, reichlich geschmückt und in schillernden Farben. Entsetzt über das ungewohnte und fremde Verhalten des Mädchens stürzte die Freundin nach Hause.

Am nächsten Abend wartete die Freundin vor dem Gebäude auf das Mädchen, doch sie erschien nicht. Sie zupfte beunruhigt an ihrem Saum, als ihr ein Klagen ans Ohr drang. Neugierig folgte sie den Lauten und erblickte einen wunderschönen Pfau, welcher diese Klagelaute ausstieß. Als der Pfau sie bemerkte, schlug er wild mit den Flügeln, plusterte seine Federn auf und präsentierte seinen bunten Schweif. Die Freundin erkannte voller Entsetzen das Mädchen in dem Pfau. In Tränen aufgelöst ließ sie sich zu Boden sinken und trauerte um das verlorene Mädchen.

„So ist es also um dein bunt schillerndes Gewand bestellt. Nun magst du das schönste Federkleid unter den Vögeln haben und auch das schönste Aussehen der hier Anwesenden, doch mit fortschreitender Zeit hat auch dein Charakter immer mehr dem Vogel geähnelt, welcher du nun geworden bist.“

Immer hungrig

Timothy Adam Sowka

Ein fülliger Knabe, sein Name Lepidopterus, aus dem Hause Hexapoda, trieb sich Tag ein und Tag aus sorglos herum und ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach: der Völlerei. An seinen guten Tagen verschlang er ein ganzes Spanferkel – alleine, ohne auch nur im Ansatz vor Anstrengung zu schwitzen. An seinen schlechten Tagen legte er sich ein nasses Handtuch zur Reinigung bereit. Viele schmackhafte Leckereien waren ihm vergönnt, und sein Vater, ein ausgezeichnete Koch, von dem selbst einfachere Gerichte sogar die Gastmähler des Lucius Lucullus in den Schatten gestellt hätten, schlug seinem Sprössling keinen Wunsch ab. Die Mutter jedoch schon.

Die Mutter, eine äußerst gottesfürchtige Frau kultivierte im heimischen Garten mehrere Weinreben, aus deren Früchten sie einen Wein kelterte, welchen sie Bacchus jährlich als Opfergabe darbot. Ihrem Sohn und ihrem Mann war die Frucht dieser eigenen Saat untersagt, da der Wein dem Gott geweiht war.

Die Jahre gingen ins Land und der füllige Knabe wurde runder und älter. In einem schlechten Jahr voller Starkregen und bitterer Kälte fiel die Weinlese in den umliegenden Gebieten mager

aus. Der Wein der näheren Ortschaften schmeckte nach Essig, und der süße Importwein Siziliens war hoch im Kurs. Lediglich die Reben der Mutter schienen zahlreich und farbkraftig. So kam es, dass der junge Lepidopterus sich trotz des Verbots der Mutter heimlich im Keller an den Fässern vergriff und sein Verlangen nach süßem Wein stillte. Kaum hatte er einen kräftigen Schluck genommen, so erschien dem Jungen Frevler, mit einer Flut von Wein in strahlendem Licht, Bacchus selbst und sprach voll Zorn und Entrüstung zum Sündigen:

„Du hast es der Völlerei wegen gewagt, den mir gewidmeten und somit vorbehaltenen Wein zu kosten, welchen deine Mutter seit Jahrzehnten mühselig keltert? Du bist diesem erlesenen Geschmack nicht würdig, du Wurm!“

Kaum hatte der Gott dies gesprochen, begann sich der Körper des jungen Mannes zu wandeln: Statt platzeinnehmend auf dem Boden zu stehen, befand er sich nun auf dem Boden kriechend, nurmehr ein unförmiger, winzigen Körper mit einem Kiefer zum Fressen.

„Da deine Begierde zu essen selbst vor gotteslästerlichem Frevel keinen Halt macht, soll es dies sein, was von nun an deine Bestimmung sein wird, bis zum Rest deines Lebens: Du sollst jeden Tag nur noch fressen, nicht jedoch köstliche Speisen, sondern fade, geschmacklose Blätter der Pflanzen und Bäume, welche Nahrung für richtige Menschen bieten. Dazu soll dein Verlangen nie ruhen und du sollst die Grenzen

deines eigenen Körpers überschreiten, auf dass er aufplatzen möge und das wieder und wieder bis ans Ende deines mickrigen Lebens.“

So wie der Gott gekommen war, so verschwand er auch wieder.

Als bald überkam den Raupen-Jungen der Hunger und er ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach: der Völlerei. Doch zog es ihn nicht zu Käse, Fleisch oder Brot, sondern zu den Blättern der Olivenbäume, Zypressen oder Pinien. Sein Hungergefühl stillen konnte er nicht, und so fraß er weiter und weiter, während seine ihm vermissenden Eltern krank vor Sorge um ihn wurden. Nur wenige Zeit nach den Ereignissen, während die Mutter immer noch um ihren verlorenen Sohn trauerte und zu den Göttern betete, ihr ein Zeichen zu schicken, ob er noch lebe, legte sich ein Schleier grauen Nebels über das Tal und somit auch über die am Fuße des Hangs gelegenen Weinreben der Familie Hexapoda. Auf Grund der nun mehr als schwierigen Sichtverhältnisse gelang es den Bienen, die sonst so fleißig im Bestäuben waren, nicht mehr, den Weg zu den Weinreben zu finden. Als direkte Folge daraus ergab es sich, dass die Weinlesen von Jahr zu Jahr schlechter wurden und somit auch die Menge an geopfertem Wein weniger wurde, bis sie gänzlich versiegte.

Bacchus, enttäuscht über den Mangel seines Lieblingstranks, suchte nach einem Weg, den Bienen ihren Weg markieren zu können; er fragte schließlich die Götter um Rat. Venus, Göttin des Schönen, empfahl ihm, ein Geschöpf

zu schaffen, welches schön genug sei, als dass die Bienen einen strahlenden Weg durch den dichten Nebel erkennen würden und so ihrer Tätigkeit wieder nachgehen könnten. Bacchus gefiel diese Idee. Doch unfähig, eine völlig neue Kreatur zu erschaffen, und unwillig, das Befinden der anderen Götter durch Verwandlung der Körper anderer Wesen zu stören, blieb ihm nichts anderes übrig, als den von ihm bestraften Lepidopterus dafür zu nutzen, sein eigenes Verlangen wieder stillen zu können. Dem Gott wurde bei nüchterner Betrachtung bewusst, dass er jetzt einen Mann, dem er wegen seiner Gier nach Schmackhaftem eine Strafe auferlegt hatte, dazu benutzen würde, sein eigenes Verlangen nach Selbigem zu stillen. Beschämt führte ihn dies zu der Einsicht, dass er Nachsicht zeigen müsse, ohne jedoch, dass es dem Sterblichen wie Willkür vorkommen dürfe. Da er schließlich davon gesprochen hatte, dass der Knabe sein gesamtes Leben als Raupe verbringen müsse, musste er sich einfallen lassen, wie er seine eigenen Worte so benutzen könnte, dass er sich selbst nicht widersprach. So begegnete er dem wegen der Qual des ewigen Hungerns und Platzens leidenden Jungen mit folgenden, trockenen Worten:

„Sterblicher, wie du weißt, sprach ich davon, dass du ein Leben lang mit Fressen und Zerbersten verbringen sollst, doch gebe ich dir die Chance auf ein schönes, sinnvolles und neues Leben: Nachdem du ein Leben damit verbracht hast, Völlerei ohne Gnade zu erleiden, wirst du den Platz eines mit leichten Flügeln versehenen Wegweisers

für Bienen und Hummeln einnehmen. Deine Flügel werden strahlen in den buntesten und verschiedensten Farben. Damit aber niemals vergessen wird, welche Sünde du durch deine Gier begangen hast, wird jeder deiner Nachfahren, ebenso wie du, erst ein Leben mit Fressen und Auseinandergehen verbringen, bevor er ein Leben in Schönheit und Nutzen mit den herrlichsten Blumen als Nahrung erleben darf. Nun, geh!“

Von diesen Worten begeistert, und mit dem ungewohnten Gefühl eines vollen Magens, begann Lepidopterus damit, sich einen Kokon aus feinsten Seide zu spinnen und sich zu verstecken. Sobald er jedoch außer Sichtweite der menschlichen Bevölkerung war, verwandelte Bacchus ihn durch seine göttlichen Fähigkeiten zu einer nach Venus' Vorstellungen geschaffenen, wunderschönen, fliegenden Kreatur. Dankbar begann er, seine Aufgabe im Garten seines früheren Zuauses zu erfüllen, und führte die Bienen durch seine Farbenpracht im dichten Nebel zum Bestäuben der Blumen und schließlich auch zu den Weinreben. Es dauerte seine Zeit, doch schon bald erblühte die ganze Region wieder in ihrer vollen Pracht, und der Wein ergoss sich bald wieder in Strömen. Für die Mutter war dies ein göttliches Zeichen, dass ihr Sohn zwar gestorben war wie die Blätter des Weins, aber dass er wiedergeboren worden war wie der Glanz des Gartens, der nun von seltsamen, neuen, fliegenden Schönheiten bewohnt wurde.

Seither nennen die Leute dieser Region nun diese mit den Flügeln „schmetternden“ nach

dem verlorenen Sohn benannt „Lepidoptera“ aus dem Hause der Hexapoden.

Felinea und Apollo

Anonyma

Nun begab es sich, dass Apollo, der, nachdem er Python getötet hatte, durch weite Länder und Ebenen streifte, in ein Gebiet mit ausgedehnten Wäldern kam. Es war dies die Wohnstatt des Gottes Silvanus und dieser hatte eine Tochter namens Felinea. Ein Mädchen von großer Anmut und Eleganz, das mühelos durch das Geäst der Bäume sprang, es jedoch häufig vorzog, viele Stunden am Tag auf einer sonnenbeschienenen Lichtung im Gras zu liegen und tief zu schlafen.

So kam es, dass Apollo sie schlafend erblickte und sich, durch ihre Schönheit und Anmut betört, in sie verliebte. Felinea bemerkte alsbald die Anwesenheit des Phoebus und öffnete ihre Augen. Doch als sie des Werbens des Apollos gewahr wurde, floh sie und sprang auf den untersten

Ast einer naheliegenden Buche. Apollo verfolgte sie auf dem Boden und rief sie an, doch reagierte sie nicht auf seine Worte und sprang weiter von Baum zu Baum und von Ast zu Ast. Der Wald wurde immer dichter, die Bäume immer undurchdringlicher, so dass es Felinea kaum noch gelang durch das Geäst zu springen. Da sie die Hochzeitsfackel seit jeher hasste und sich geschworen hatte wie Diana ewig Jungfrau zu bleiben, wuchs ihre Angst. Apollo jedoch, der sich nun gewiss war, dass sie nicht weiter vor ihm würde fliehen können, sprach:

„Nun da du einsiehst, dass du vor mir nicht fliehen kannst, komm von dem Baum herab! Ich will dir keinen Schmerz zufügen und ich möchte nicht, dass Dornen und Gestrüpp deine Schenkel und dein Gesicht ritzen. Weh mir! Der einzige Grund, warum ich dich verfolge ist Liebe.“

Felinea aber rief in ihrer Verzweiflung den Vater an:

„Vater, ihr Bäume, Wächter des Waldes, ich flehe euch an, helft mir, verwandelt meine Gestalt, durch die ich meinem Verfolger so überaus gefalle. Helft mir!“

Kaum hatte Felinea das Gebet beendet, verwandelte sich ihr ganzer Körper und sie wurde zu einem Tier. Anstatt der Silvanustochter befand sich nun eine schneeweiße Katze in der Baumkrone. Apollo wurde dieser Verwandlung gewahr. Vorsichtig kletterte er auf dem Baum und betrachtete die weiße Katze, die ihn aus bernsteinfarbenen Augen anblickte. Zu ihr sprach der Gott:

„Da du nun meine Braut nicht sein kannst, will ich dich zur Gefährtin der Menschen machen. Du wirst in ihren Häusern leben und von ihnen zu essen bekommen. Doch du wirst dich ihnen niemals vollständig unterwerfen, so dass der Schutz deiner Freiheit, den dein Vater dir gab, bestehen bleibt.“

Lenzens Maibaum

Gesa Ueberhorst

Es war wieder Maienzeit. Die Wälder rauschten, die Vögel zwitscherten und Knospen grünten.

Und so ist es alter Brauch, dass man seiner Liebsten einen Maibaum stellt. So hatte sich auch der Bauernjunge, Lenz, aus dem schönen Oberstuch dazu entschieden, seiner Geliebten einen Baum zu stellen.

Er ging in den Wald und schlug die schönste Birke ab. Er formte aus ehemals schlichtem Holz eine wunderbares Herz, und als die Mainacht

kam und alle anderen aus seinem Dorf sich aufmachten, symbolisch die Maikönigin Diana zu krönen, fuhr er mit dem Trecker nach Kulscheid, um dort den Baum zu stellen. Er richtete gerade den Baum auf, als er nahe am Blattwerk eine leise Stimme hörte.

„Bitte! Bitte!“, sagte die Stimme, „Bitte bring mich zurück!“

Lenz schaute auf seinen Becher Ambrosia. Konnte es wirklich sein, dass die Raupe mit ihm sprach? Es war eine Fuchsaugenraupe, die zurück zu ihrem Waldstück wollte.

„Bitte bring mich zurück, ich kann doch nur auf meiner Brennessel überleben.“

Lenz überlegte nicht lang, schnappte sich die Raupe und brachte sie wieder an den Waldrand. Als er wieder zurück in Kulscheid war, war sein Maibaum gestohlen worden. Er suchte ziemlich lang und schließlich sah er drei Junggesellen, die seinen Baum verbrannten. Da wurde er zornig und rief:

„Bei der Göttin des Maien, ihr seid Halunken!“

Plötzlich kam ein Brausen auf, eine Göttin erschien, es war leibhaftig Diana.

„Was tut ihr, ihr Taugenichtse! Wie könnt ihr es wagen, meinen Brauch so mit Füßen zu treten, ihr sollt selbst Teil dessen werden, was ihr so elendig beleidigt habt. Wandelt euch, Körper dieser Menschen!“

Und so wandelten sich die Körper der ersten beiden. Sie schrumpften, aus den Rücken er-

wuchsen Flügel, die Beine wurden steif und an den Seiten der Körper entstand ein zusätzliches Paar Beine, an den Köpfen entsprangen Fühler, und so flogen sie, in Maikäfer verwandelt, davon. Alleine die Hässlichkeit der beiden blieb erhalten.

Den dritten aber befahl schwere Taubheit und die Glieder versteiften, die Haut wurde von Rinde umschlossen, aus den Haaren wurde Laub und die Arme wandelten sich zu Ästen. Er versuchte noch, seinem Schicksal zu entfliehen, doch schon formten sich seine Beine zu Wurzeln. Lenz staunte, als er diese Verwandlung sah und Diana sprach zu ihm:

„Zwei von euch habe ich zu Käfern gewandelt, den Baum aber nimm und stell ihn, wie es Brauch ist.“

Und so konnte Lenz seiner Geliebten doch noch einen Baum stellen.

Lillys Trauer

Gianna Viccari

Lilly war immer ein glückliches, aufgewecktes Mädchen. Sie fühlte sich in ihrem Zuhause gänzlich wohl. Jedes Mal, wenn sie von der Schule nach Hause kam, freute sie sich darauf, nachmittags mit ihren Geschwistern zu spielen und, was für sie das Allergrößte war, abends mit ihrem Vater auf dem alten Schaukelstuhl zu sitzen und seinen Geschichten über mythische Wesen zu lauschen.

Doch eines Abends kam ihr Vater nicht mehr nach Hause. Ihre Mutter versuchte, sie zu trösten, indem sie sagte, dass er momentan mehr mit der Arbeit beschäftigt wäre. Die Tage zogen ins Land und Lilly wurde immer unglücklicher. In der Schule war sie kaum noch aufmerksam und sobald sie nach Hause kam, verzog sie sich in ihr Zimmer, blätterte durch Bücher, allerdings ohne wirklich wahrzunehmen, was sie sich da anschaute. Sie erwischte sich selber dabei, wie der einzige Gedanke, den sie noch hatte, der an die Rückkehr ihres Vaters war. Nach einem halben Jahr war Lilly nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ihre Mutter bemerkte, dass sie scheinbar völlig den Spaß an ihrem Leben verlor und das freudig strahlende Kind, dessen Lachen die Welt

so viel schöner hatte wirken lassen, nur noch existierte und aufhörte, wirklich zu leben.

Diese tiefsitzende, bittere Trauer, sah der König der Götter und fragte sich, wie er ihr Abhilfe schaffen könne. Eines Tages war Lilly so sehr am Boden zerstört, dass sie in den Wald ging. Dort begann sie, so schnell zu laufen wie sie konnte, wobei ihr die Tränen sintflutartig die Wangen hinunterströmten. In ihrem Lauf schrie sie:

„Gott, so hilf mir doch! Es kann so nicht weitergehen, die Trauer verschlingt mich!“

Iuppiter vernahm den Wunsch, und selbst er spürte eine gewisse Schwermut in seinem Herz, da ihn das Schicksal des armen, unglücklichen Mädchens so sehr berührte.

Lilly machte im Dickicht Halt. Inzwischen hatte ihr Weinen die Kontrolle über sie gewonnen und sie sank heftig schluchzend und bebend in sich zusammen. Wäre sie alt genug gewesen, hätte sie wahrscheinlich über Suizid nachgedacht. Währenddessen gesellte sich auch Iuno auf dem Olymp zu Iuppiter, die mit ähnlichem Mitleid auf das junge Mädchen herabsah.

„So hilf ihr doch, ihren Schmerz endlich zu überwinden!“ sprach Iuno.

Iuppiter sammelte sich und verwandelte das junge Mädchen in eine Trauerweide.

Lilly bemerkte, dass ihre Glieder immer steifer wurden und ihre Füße begannen, sich in den Boden hineinzugraben. Ihre Haare sprossen in grünen Blättern von ihrem Kopf hervor. Die Arme wuchsen zu langen Ästen, die Hände und

Finger teilten sich in lange Zweige auf. Die Steifheit breitete sich nun über ihren ganzen Körper aus, der zu einem massiven, hölzernen Stamm geworden ist.

Da stand sie nun, auf einer Lichtung mitten im Wald. Ihre herabhängenden Blätter und Zweige verdeutlichten jedem, der vorbeiging, dass ihre Trauer bis in die Ewigkeit anhalten würde.

Winterschlaf

Yulia Hamann

Der Wecker klingelt und sie drückt erneut auf „Schlummer“. Sie bliebe lieber den ganzen Tag im Bett und schliefe den ganzen Winter durch.

„Warum muss es immer früh am Morgen sein? Warum muss man im Winter überhaupt zur Arbeit gehen? Wie schön wäre es, wenn alle Menschen wie Bären den Winter durchschlafen könnten.“

Jeden Morgen beschwert sie sich, dass sie aufstehen muss. Sie ist in der dunklen Jahreszeit nie motiviert und beschwert sich ständig, dass es ihr nicht gut gehe. Sie bemerkt all das Gute nicht, was in ihrem Leben geschieht. Sie fühlt sich nur dann glücklich, wenn sie so lange schlafen kann, wie sie möchte und wenn sie alle Aufgaben und Pflichten hinter sich lassen kann.

Langsam steht sie auf und tapst ins Badezimmer, um sich zu duschen und die blauen Ringe unter den Augen mit viel Foundation und Concealer zu überdecken. Sie müssen heute besonders groß sein, weil sie sich heute besonders müde und träge fühlt. Die Wohnung scheint auf einmal kleiner geworden zu sein und die Decke niedriger. Sie schaut in den Spiegel und wird

ohnmächtig, nachdem sie ihr Abbild gesehen hat. Sie ist jetzt eine Bäarin. Ihre weiße Haut ist zu weißem Fell geworden, ihre Hände zu Pfoten. Während sie ohnmächtig liegt, sieht sie einen Traum. Zu ihr spricht eine göttliche Gestalt und teilt mit, dass sie zu einer Bäarin geworden ist, weil sie es sich gewünscht hatte. Jetzt darf sie den ganzen Winter durchschlafen.

Sie wacht auf und weiß nicht, was sie tun sollte. Sie versucht aufzustehen, aber jetzt erscheint es ihr unmöglich, sich auf zwei Beinen halten zu können. Allmählich spürt sie, dass sie einschläft. Sie versucht dieses Bedürfnis zu bekämpfen, aber es macht die Lage noch schlechter. Sie ist jetzt eine Bäarin. Und die Bären schlafen den Winter durch. Sie kann die Schläfrigkeit nicht mehr bekämpfen und legt sich wieder im Badezimmer hin, da sie nicht genug Kraft hat, um ins Wohn- oder Schlafzimmer zu gehen. Sie schläft ein.

Das war Januar. Bald sieht sie die Welt wieder. Im Frühling. So, wie sie es sich gewünscht hatte.

Epilog

Alina Grahl

Wie alles wandelbar ist und unstet
Und wie zerbrechlich das Leben der
Menschen
Und wie auf Befehl der Götter,
Sei es Strafe, sei es Segen,
Alles seine Form verändert,
Dies wurde hier beschrieben.